

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

5.10.1919 (No. 40)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 40

Karlsruhe, Sonntag, 5. Oktober

1919

Inhalt: Der Bibliothekar. Von F. Niezer (Karlsruhe). — Die Quintus Federlein den Krieg erlebte. I. Ein tragikomisches Bild aus dem Zusammenbruch nebst etagegetreuten äraerl. Bemerkungen. Von Karl Sobo.

Der Bibliothekar.

Von F. Niezer (Karlsruhe).

„Ich habe die Bibliothek übernommen, und die ersten vierzehn Tage, meiner hohen Neugierde gewidmet, gehen auch zu Ende. Ich schicke mich allmählig an, in den Stunden, die mir meine Bibliotheksgeschäfte laßen — die vors erste doch auch nicht klein sind — meine beh Seite gelegten Arbeiten wieder vor die Hand zu nehmen.“

G. E. Lessing an Friedrich Nicolai, dat. Wolfenbüttel, den 17. Nov. 1770.

Die Bibliotheken der Klöster und Stifter, Universitäten und Fürsten waren mit wenigen Ausnahmen nur schwer zugänglich; die darin angeammelten und aufbewahrten Bücher waren nicht nur tatsächlich sondern auch bildlich mit Ketten angebunden. Es ist noch nicht sehr lange her, daß sich dieser Zustand allgemein geändert hat. Heute stehen die Les- und Bücherfäle der Bibliotheken weit offen. Gelehrte und Studenten, Gebildete und Bildungshungrige, Gewerbetreibende, Beamte und Offiziere finden ihre geistige Kost, Anregung und Nahrung, in den öffentlichen Bücheransammlungen der verschiedensten Art, den Universitäts-, Landes-, Stadt- und Volksbibliotheken. Alle diese Anstalten wetteifern heutzutage, das in den angeammelten Schätzen aufbewahrte Wissen und Forschen seinem Zweck zuzuführen, der weiteren Verbreitung und Durchdringung.

Ueber die Tätigkeit, welche die Bibliothekare dabei entfalten, herrscht in der Öffentlichkeit eine große Unklarheit, obwohl sie sich zum Teil vor deren Augen abspielt und ihr zugute kommt.

Epöttische Freunde fragen den Bibliothekar gern, ob er die Leitern auf und ab klettere, um die Bücher von den hohen Gestellen zu nehmen oder um sie abzutragen; wohlwollende meinen, daß er den ganzen Tag damit beschäftigt sei, zu lesen. Eine Lieblingsvorstellung älterer Bibliothekbenützer ist der Bibliothekar mit langen weißen Haaren, einsam auf seiner Klause zwischen hohen Bücherhäufen sitzend, der den seltenen Besuchern eifrig die ihm anvertrauten Schätze zeigt, die alten Pergamenthandschriften mit den kunstvollen Miniaturen, die seltenen Inkunabeln, deren Papier noch ganz weiß und fest ist, und deren Druck noch so vollkommen an die geschriebenen Bücher erinnert; unermüdlich schleppt der alte Mann immer mehr herbei, die herrlich gedruckten Bibeln und antiken Klassiker, die Atlanten mit den alten Karten, welche die Länder noch zum Teil bildlich darstellen, die berühmten Kosmographien und Tier- und Pflanzenbücher mit vielen merkwürdigen Holzschnitten und Kupferstichen. Und freudig seine Schätze selbst bewundernd, sucht er durch seine Erklärungen das Staunen der Besucher in Bewunderung und Interesse zu verwandeln. Andere Besucher vergangener Zeiten, zum Beispiel Gelehrte, Schriftsteller, Fachgenossen, liebten es, von solchen Bibliothekaren zu erzählen, die wie bissige Hunde vor ihrer Pforte, sich vor ihren Seltenheiten und Kostbarkeiten aufstellten, damit keiner außer ihnen einen Blick hineinwerfe und sie vielleicht literarisch verwerte.

Zu der allgemeinen Unklarheit über den Beruf und die Pflichten des Bibliothekars trug der Umstand wesentlich bei, daß seine Stelle bis vor ungefähr einem Lebensalter meist im Nebenamt versehen wurde. Dem ordentlichen Professor der klassischen Philologie war an vielen Orten die Verwaltung der Universitätsbibliothek übertragen. Vielen Privatdozenten, Anwärtern der Privatdozentur, auch außerordentlichen Professoren bot die Arbeit an der Bibliothek eine schwache Grundlage ihrer materiellen Existenz. Es ist leicht verständlich, daß diese Gelehrten für die Schätze der ihnen anvertrauten Anstalten nur so weit Interesse übrig hatten, als sie in ihr eigenes Fach schlugen und bei den Neuanschaffungen dieses und darin gerade ihr spezielles Arbeitsgebiet besonders oder gar ausschließlich berücksichtigten. Die Katalogisierungsarbeiten förderten sie gerade soweit, als der regelmäßige Zugang dies unbedingt erforderlich machte; größeren Ordnungsarbeiten wurde aus dem Wege gegangen. Die Vorbereitung zum akademischen Lehramt, die Förderung eigener wissenschaftlicher Forschungen und literarischer Betätigung verlangten eine vollkommene Konzentrierung auf die eigene Arbeit, so daß für die universitas literarum, das eigentliche Gebiet des Bibliothekars, kaum Kraft und Zeit übrig blieben.

Ähnlich waren zumeist die Zustände an den Hof- und Stadtbibliotheken. Ihre Verwaltung wurde verdienten älteren Beamten oder angesehenen Schriftstellern übertragen, die dabei von strenger Arbeit ausruhten oder Muße zu literarischen Werken fanden. Um zu zeigen, welche hoher Art diese waren, genügt es die Namen Leibnitz, Lessing, Wilhelm und Jakob Grimm, Hoffmann v. Fallersleben, Scheffel zu nennen.

Die Universitätsbibliotheken haben sehr lange und allgemein an der Verknüpfung des akademischen Lehramtes mit dem Bibliothekariate gelitten. Aber es darf nicht vergessen werden, daß aus dem Kreise der Universitätslehrer auch die Bibliothekare hervorgegangen sind, welche aus den ihnen anvertrauten Sammlungen die heute noch als Muster geltenden Anstalten geschaffen haben und bei diesem Werke die Notwendigkeit der Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufes erkannt, als Forderung aufgestellt und sie auch verwirklicht haben. Es sind unauslöschliche Leuchten ihrer Wissenschaft, die die großen geistigen Erfordernisse des bibliothekarischen Berufes an ihrer eigenen wissenschaftlichen Arbeit gemessen haben: Robert v. Mohl, Friedrich Welcker, Friedrich Mißchel, Wilhelm Brambach, Adolf Harnack u. a.

Unter der geringen Zeit, welche die nebenberuflichen Bibliothekare sich für die ihnen anvertrauten Schätze erübrigt haben, hatten besonders die Katalogisierungs- und Ordnungsarbeiten gelitten. Fast allorts lagen auf Speichern und in Kellern unverzeichnete große Bestände von Stiftungen, eingezogenen Bibliotheken, Schenkungen von Gelehrten oder Familien; häufig waren die Zugänge der letzten Jahre noch nicht in den Katalogen nachgetragen. Für viele Jahre bildete die Aufarbeitung dieser Bestände, die völlige Neuanlage oder Vervollständigung der Kataloge, die Herstellung eines systematischen Katalogs neben dem alphabetischen, die ausführliche Beschreibung der Handschriften und Wiegendrucke die ausschließliche, die ganze Zeit und alle Kräfte in Anspruch nehmende Arbeit der Bibliothekare.

Dadurch ist es heute den Besuchern und Benützern ermöglicht, sich verhältnismäßig leicht in der Bibliothek zurechtzufinden, mit Hilfe des alphabetischen Katalogs die gesuchten Werke bestimmter Autoren festzustellen und nach dem schematischen Realkataloge Werke über einen bestimmten Gegenstand ausfindig zu machen. Einige größere Anstalten haben sogar gute gedruckte Kataloge veröffentlicht, so daß ihre Benützung auch außerhalb der Bibliotheksräume ermöglicht ist. Die ehemalige Groß- Hof- und Landesbibliothek, jetzige Badische Landesbibliothek in Karlsruhe, ist mit gutem Beispiel vorangegangen; die Stadtbibliothek von Frankfurt a. M. hat in neuester Zeit vorzüglich orientierende Kataloge herausgegeben.

Aber auch die besten und vollkommensten Bücherverzeichnisse genügen nicht, um die Schätze der Bibliothek zu offenbaren. Ein großer Teil der Literatur ist in Sammelwerken, Zeitschriften und in Büchern untergebracht, deren Titel nicht darauf hinweisen, wie vielerlei Wichtiges, Grundlegendes sie enthalten. Viele Gelehrte können sich hier mit Bibliographien und Literaturnachweisen behelfen; die meisten Bibliothekbenützer aber, Schüler und Studenten, Leute die in einem werktätigen Berufe stehen, Beamte und Offiziere, bedürfen hier zumeist der mündlichen und persönlichen Anleitung.

An diesem Punkte setzt die besondere geistige Tätigkeit des Bibliothekars an, soweit sie nach außen in Erscheinung tritt. Mit gleichem Eifer und nie ermüdender Geduld weist er Juristen, Philologen, Historikern, Lehrern, Pfarrern und Medizinern die Wege zu den literarischen Hilfsmitteln und gibt ihnen die gelehrten Werke in die Hand, zu denen sie sonst nur auf Umwegen und mit vieler Mühe gelangten. An manchen Anstalten genügt es sogar, mündlich oder schriftlich ein Thema anzugeben, um über die genannte Person, Zeitperiode, Land oder Stadt, Gesetz oder Einrichtung, Naturerscheinung oder literarisches Werk, Literatur zugestellt zu erhalten. Wie viele Lehrer und Pfarrer betunden dem Bibliothekar den Wunsch, eine Geschichte ihres Heimat- oder Auserthaltorts zu schreiben! Sie werden von ihm auf die weit zerstreuten Nachrichten und Materialien, Quellen und Vorläufer ihrer Arbeit hingewiesen. Dieses wissenschaftliche Miterleben, Suchen und Forschen, dieses Verlebendigen des Wissensreichtums, bedeutet dem Bibliothekar den Höhepunkt seiner Tätigkeit. Was er bei dem langwierigen, peinlichen Sorgfalt und Genauigkeit erfordernden Katalogisieren und Ordnen von der wissenschaftlichen Arbeit vergangener Jahrhunderte und der Gegenwart kennen gelernt oder auch nur in der Problem- oder Fragestellung erfaßt hat, hier kann er es verwerten und anderen nutzbar machen.

Voraussetzung für dieses Schaffen, für die Hingabe an die Arbeit anderer, bildet eine enzyklopädische Veranlagung. Der Bibliothekar muß sich zwar die notwendigen Kenntnisse seines Studienfaches und die Methode wissenschaftlicher Forschung angeeignet haben, um die Erfordernisse für die Arbeit des Gelehrten sich ständig gegenwärtig halten zu können; aber vor allem muß er ein brennendes Interesse für alles Sein und Geschehen, für die Geschichte der Vergangenheit und Neuzeit, vergangene und gegenwärtige Kultur, mitbringen. Ein durch ständige Übung ausgebreitetes und gefestigtes Gedächtnis kommt ihm zu Hilfe, um die Namen, Richtung, Fragen und Stellung der mehr oder minder wichtigen Werke festzuhalten oder mit Hilfe der Wegweiser rasch den Zugang zu ihnen zu finden. So sehr er naturgemäß die geistige Arbeitsleistung der Vergangenheit schätzt, auch für die vielen menschlichen Irrwege und Irrsate Verständnis hat, so gern er auch diejenigen Werke vor der Vergessenheit zu bewahren sucht, welche unsere Zeit oder die gerade herrschende Schule gering achtet, ebenso sehr muß er aber auch in der Gegenwart leben. Denn nur, wenn er das Auge offen hält für die wechselnden Lebenserscheinungen, die Sorgen, Kämpfe und Fortschritte des heute ringenden Menschengeschlechtes, kann er deren literarischem Ausdruck — den neuen Büchern — mit Aufmerksamkeit und Verständnis folgen. Hat doch der Bibliothekar nicht nur die Aufgabe, die ihm anvertrauten Schätze zu bewahren, sondern sie auch zu ergänzen und die Sammlung auf den Stand der Neuzeit zu bringen.

Es gibt nur ganz wenige Bibliotheken in Deutschland, deren Etat es erlaubt, ungefähr alle Neuerscheinungen, oder wenigstens die ihres Sondergebietes, zu erwerben. Da gilt es Weizen vom vielen Spreu zu sondern, das Notwendige und für die Zeit Charakteristische zu erkennen, sich vor der Beeinflussung durch Parteilichkeit, Schlagwort und literarische Mode, zu bewahren. Bei der immer stärker werdenden Unübersichtlichkeit der auf den Büchermarkt geworfenen Literatur ist es für den Einzelnen schier unmöglich, sich den Ueberblick zu bewahren. Nur durch Arbeitsleistung kann man dabei dem Ziele nahekommen, und es ist deshalb die Pflicht der Bibliotheksleiter, die Kenntnisse und Fähigkeiten ihrer akademischen Hilfskräfte, die sonst durch viele mechanische Arbeit belastet sind, nutzbar zu machen und frisch zu erhalten. An vielen Orten helfen bei den Vorschlägen und der Auswahl der neuen Bücher auch besondere Kommissionen aus; bei den Bibliotheken unserer Hochschulen ist dies selbstverständlich.

Wohl alle Bibliotheken haben, seitdem die Beamten im Hauptberufe darin arbeiten, neugeordnete und vollständige Kataloge erhalten. Eine ganze Reihe hat sogar praktische und großzügige Neubauten bezogen. Es war selbstverständlich, daß man darnach zur Förderung des Gesamtkataloges der in Deutschland gedruckten Bücher gelangte; er ist schon lange in Angriff genommen und sogar schon weit in der Ausführung gediehen. Aber ich fürchte, er wird — trotz der unendlichen, hauptsächlich wieder mechanischen Arbeit, die er dem Bibliothekar verursacht — nur einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Gelehrten zunutze kommen und die Allgemeinheit der Bibliotheksbenützer gar nicht fördern.

Dieser können Spezialkataloge sehr zu statten. Die Auskünfte, die der Bibliothekar dem einzelnen Suchenden über die Literatur von Ländern und Völkern, Herrschern und Staatsmännern, Dichtern und Künstlern, Gesetzen und Zuständen, erteilt, sollten nach dem Muster der Washingtoner Kongressbibliothek zu Spezialkatalogen ausgearbeitet und veröffentlicht werden. Solche Schlagwortkataloge — wie z. B. über einzelne Länder, Kolonien, Jugendfürsorge, Wohnungsfrage, Arbeitsvertrag — haben vor den übrigen Verzeichnissen den Vorzug, daß sie nicht die Vollständigkeit von Inventaren zu besitzen brauchen, Unwichtiges und Veraltetes also übergehen können und an die Grenzen der einzelnen Fächer des Systems nicht gebunden sind. Mit derartigen Zusammenstellungen können die Bibliotheken jeweils den Geschehnissen und Zeitfragen folgen. Nur ein Beispiel: Viele Leute kamen in unserer schweren Zeit in die Bibliothek, um Literatur über die im Krieg begriffenen Länder und Staaten zu entleihen. Wie dankbar sind sie dafür, wenn ihnen Verzeichnisse darüber in die Hand gegeben werden können! Schon dadurch, daß diese alle Werke u. größere Arbeiten aus dem Besitz der Bibliothek anführen, die über die natürlichen Grundlagen, geographischen Bedingungen, geschichtliche Entwicklung, volkswirtschaftlichen Verhältnisse und Beziehungen, die rechtlichen und politischen Einrichtungen unterrichten, fühlen sich die Benutzer angeregt, ihr Interesse wird gesteigert und auf die Vielheit und Verknüpfung der Fragen hingewiesen.

Von jeher haben die Bibliotheken die Literatur ihrer engeren Heimat, des Landes, der Provinz oder der Stadt besonders gepflegt. Das ist eine segensreiche und anregende Aufgabe für sie auch heute noch. Durch den mündlichen und schriftlichen Verkehr mit den Forschern der Landeskunde und Geschichte, durch den Besitz der Zeitschriften, Zeitungen und kleinen Monographien, in denen diese Literatur zumeist erscheint, ist der Bibliothekar in den Stand gesetzt, sie mit leichter Mühe zu verfolgen und periodisch zu veröffentlichen. Schon viele Länder und Städte haben auf diese Weise treffliche Zusammenstellungen bekommen, durch welche die landeskundliche Forschung sehr gefördert wird.

Der Beruf des Bibliothekars ist voller Arbeit und Anregung. Er arbeitet mit an der Verbreitung und Vertiefung des Wissens und Könnens unter dem Menschengeschlecht. Seine Tätigkeit erinnert nicht mehr an die des Bücherwurms. Der Beruf verlangt aber auch große Aufopferung und Entfagung von

ihm. Er sitzt am gedeckten Tische der Wissenschaft ohne selbst ordentlich zugreifen zu dürfen. Während er die Leistungen anderer aufmerksam verfolgt und zu fördern sucht, bleiben ihm zumeist weder Zeit noch Kraft übrig zu eigenen, selbständigen, wissenschaftlichen Arbeiten. Einigermassen können die Bibliotheksleiter dies Opfer erleichtern, indem sie ihren wissenschaftlichen Beamten einen großen Teil mechanischer Arbeit (durch Unterbeamte) abnehmen und dafür ihre Kenntnisse und Fähigkeiten ausnützen zur Erforschung und Darstellung der Kostbarkeiten ihrer Anstalten. Zu diesen aber rechnen wir nicht nur die alten Handschriften, Wiegenbrüche, seltenen Ausgaben, sondern auch die überaus große Literatur, welche den Zeitereignissen, politischen Wankeln, Kriegen und Friedensschlüssen, folgt, und selten in die allgemeinen Bücherverzeichnisse aufgenommen wurde, geschweige in die Geschichte der Wissenschaft. Jede Bibliothek besitzt eine Unmenge solcher Traktate, Relationen, Memoires, Zeitungen, Deduktionen, deren Inhalt durch krause Schnörkel verdeckt wird und doch den Zeitgeist verrät. Solche Schriften sind durch die Wiedergabe ihrer Titel, so ausführlich und umständlich sie sein mögen, nicht bestimmt; bei ihnen muß der Bibliothekar tiefer schürfen, um sie der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Dabei kann auch der heutige Bibliothekar, den so große Pflichten mit der Deffinitivität verknüpfen, wieder ein heimlicher Schabaraber werden, was der alte so häufig und gerne war. Manche Bibliothek bewahrt, oft viele Jahre unberührt, große Reichen von Leichenreden und sonstigen Nachrufen; die Bilder vieler waderer Männer könnten daraus wiedergewonnen werden. Es ist der Stolz der Landes- und Stadtbibliotheken, die in ihren Bezirken entstandenen literarischen Schöpfungen möglichst vollständig zu besitzen; sie sollten sie aber nicht nur sammeln und pflegen, sondern auch durch Kataloge und Beschreibungen zugänglich machen. Dies sind Aufgaben, deren Uebernahme den Bibliothekar belohnen würde für die selbstlose, wissenschaftliche Arbeit, die er zugunsten der Deffinitivität leistet. Aber er kann nur dann an sie herantreten und sie ausführen, wenn wohlwollende Bibliotheksvorstände ihm viele mechanische Arbeitsleistung abnehmen und durch richtige Verteilung der Geschäfte dazu Zeit, Kraft und Lust lassen.

Wie Quintus Federlein den Krieg erlebte.

Ein tragikomisches Bild aus dem Zusammenbruch nebst eingestreuten ärgerlichen Bemerkungen.

Von Karl Joho.

I.

Die näheren Bekannten des Herrn Kanzleipraktikanten Quintus Federlein erinnern sich vielleicht noch, daß dieser wadere Schreiberknecht in arger Enttäuschung im Winter 1913/14 seine Skriften auf dem Feldberg vorzeitig abgebrochen hatte. Von damals her lag ihm erfreulicherweise noch ein Rest der Erbschaftsumme von seiner westfälischen Tante auf der Sparrasse. Mit diesem begab sich Herr Federlein, als der Sommer 1914 harmlos ins Land kam, gegen 4 Mark volle Tagespension in ein verlorenes Dorf im Schwäbischen, das ihm ein Zegofreund als bestmögliches „Fressbäble“ empfohlen hatte.

Es war in der Tat für Federleins Ansprüche überaus schön. Das Essen war gut und reichlich, gesellschaftlicher oder gar irgendwelcher geistiger Zwang fehlte völlig. Hier war Federlein Mensch und durfte es sein. Sein Gesicht war so nichtsdurchbohrend, daß er zu jeder Kategorie braver Beamten gezählt werden konnte, daher er einen guten Eindruck machte. Es fand sich während der Regentage der zweiten Julihälfte im „Rebstock“ eine Zegogefellschaft zusammen, so daß man über die nicht abreißen lassen, sogar sich steigenden Sturmnachrichten aus dem Oesterreichischen dahinter hinwegkam. Was kümmerliche sich auch Federlein um Außenpolitik! Wenn er nur ohne Anstand die nächste Zulage bekam und in „absehbarer“ Zeit von M. 3 b nach M. 2a seines Rangtarifs vorrückte und so einen um 170 Mark höheren Endgehalt in Aussicht hatte! Aber doch verschlug es ihm die Rede, er wurde blaß, der Bretterboden im Nebenzimmer des „Rebstocks“ schwankte unter ihm wie eine Schiffsplanke, als am 31. Juli, nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr, der Gemeindevote hereingestürzt kam und am Schenktisch einen Zettel anschlag, auf dem der Kriegszustand verkündigt war. Wohl nur eine äußerste Drohung und Vereinstellung, dachte Federlein. Der lähmende Druck wich allmählich aus Hirn und Herz des Mannes. Denn schließlich auch bei einer Mobilmachung mußte er nicht mit. War er doch nach seinem Dienstjahr nur ein paar Tage eingezogen gewesen und dann wegen namhaften Kropfes und einer Schreiberschulter zum Landsturm ausgemustert worden. Zudem war er 41 Jahre alt. Aus allen diesen Erwägungen blieb Federlein in Reichendorf, auch als am Sonntag die Mobilmachung auf 2. August befohlen wurde.

Der „Rebstock“, das ganze Dorf war ein jäh gestörter Ameisenhaufen. Der Wirt tobte, die Wirtin heulte, der Knecht schrie Hurra und ließ sich mit der Anna im siebten Monat Kriegstrauen. Die Unruhe, die fast aussehende Bedienung, die absolute Bevorzugung aller Gäste, die eintreffenden, störten das Behagen des Herrn Praktikanten aus der badischen Haupt- und Residenzstadt in emp-

stündlichster Weise; aber doch wollte er auf seinen Urlaubsbrest nicht verzichten, wenngleich er nicht ohne gellende Beurlaubung gelesen hatte, daß sein höherer Vorgesetzter, Seine Excellenz der Herr Handelsminister, aus Tarasp zurückgekehrt sei und seinen Dienst übernommen habe. Doch immer deutlicher und beziehungsreicher wurden die Blicke der Nebstochterin, deren Mann zu einem Landwehrregiment abmarschiert war, immer unmißverständlich erreichten Worte sein Ohr wie dieses: „Was ist denn das für einer, der hier noch rumlungert, warum ist der rausgeschickte Kerl nicht Soldat!“ Als die Dorfbuben ihm gar einmal „Feigling“ nachriefen, packte Federlein sein sechsbündiges Kofferchen, zog ein frisches Normalhemd an, stülpte seine Gummimantel über die langbehaarten Handgelenke und fuhr in endloser Fahrt mit unerschütterlichen Unterbrechungen, überall die ernstlichschauerte Begeisterung und die Erfrischungen an den Bahnhöfen mitgenießend, nach Hause.

Die ersten Schreden des grausigen Krieges lernte der Herr Beamte auf der Schreibstube sofort kennen. Er mußte, weil mehrere Kollegen schon im Oberfeld die Feuertafel hinter sich hatten, zwei „Aussteller“ übernehmen. Daß er diese infame Schinderei erleben mußte! Der Teufel hole den Krieg! Allmählich fühlte er sich indessen als nicht eingezogener Junggeselle ohne Familienanhang nicht unbehaglich. Die Dienstaufsicht schloß vollkommen ein. Kein Mensch würdigte seine sauberen, sonst so wichtigen Arbeiten eines Blickes.

Ueber der Stadt lag eine wohl temperierte aber immerhin nicht gerade unangenehme Sensation. Während die Brüder in Schweiß, Blut und Todesnot standen und die ganze Welt in wesenlosem Scheine hinter sich ließen, feierte man im Stadtgarten Siege, in den Cafés johlte eine wohlthätig angeregte, sensationslüsterne Menge die deutsche und österreichische Nationalhymne und schlug im Uebermaß einer billigen Alkoholbegeisterung statt der Feinde diejenigen habblam, die in besserem Geschmack nicht stehend mitgrübelten. Gewiß, es gab auch beunruhigende Zeichen. Die Wasserleitung sei vergiftet; alle Tage wurde ein anderer Spion verhaftet. Einer — er war immer im Künstlerhaus mit Grenadieroffizieren zusammen und hatte sie jahrelang ausgehört, wo eigentlich ihre Kaserne stände, wie viel Kompagnien ein deutsches Regiment habe und dergleichen wichtige und dem Feind über Karlsruhe geheim gebliebene Dinge — der war sogar auf dem Exerzierplatz erschossen worden! Die Frieda, seiner Logisfrau, der Witwe Dipfelle, einzige Tochter, hatte es sozusagen selber gesehen, wenigstens ihre Freundin. Sie selbst war für einen pionierenden verkleideten Mann gehalten worden und hatte schließlich nur durch unabweislich weibliche Bestandteile ihr wahres Geschlecht nachweisen können und das erst, obwohl sie der Schutzmann Nr. 412 eigentlich vom Gartensfest der „Fidelis“ her hätte kennen müssen. Dann allerdings erkannte er sie. Es war wirklich zu arg. Die Soldaten schritten draußen von Sieg zu Sieg und nahmen allwöchentlich die zuständige Festung, und zu Hause mußte man so Sachen erleben. Nun, lieber ein lebendiger Hund als ein toter Professor, dachte Quintus, wenn er die vielen, vielen Todesanzeigen las. Und auf spätestens Weihnachten ist der Krieg siegreich ausgefochten. Bis dahin hat es noch ein paar Vordermänner gepußt, dann kann man den Krieg schnell vergessen.

Indessen Monate auf Monate verfloßen, Weihnachten ging in einer wirklich freudigen Heberstimmung vorüber, die Gesichter wurden ernster, die Verluste häuften sich grauenhaft. Auf Januar 15 wurden gewaltige Formationen für Rußland aufgestellt, der Ersatz in beängstigender Schnelligkeit ausgehoben. Es lief unser Quintus Federlein trotz überhöhten Büro kalte über den Rücken, als einer seiner Kollegen nach dreiwöchiger Ausbildung sofort an die Front kam und in der ersten Winterschlacht fiel. Es dünkte ihm Zeit, sich einen sicheren Posten zu suchen. Als dienstuntauglich war er zwar noch unabkömmlich, und er, der freizügigste Schreiber, hatte vorbeugend freiwillig eine dritte Vertretung übernommen. Die Bekanntmachung, daß auch die ausgemerkten Mannschaften sich zur Untersuchung stellen müßten, raubte ihm endgültig die großherzoglich badiische Ruhe des tüchtigen Beamten. So wie die Alkoholiker weiße Mäuse sehen, erblickte Federlein schwarze Buchstaben, die lauteten: f. v. f. v. . . . Das Handelsministerium glaubte auch zutreffendenfalls sich gegen Einziehung des Kanzleipraktikanten nicht mehr ablehnend verhalten zu sollen. Quintus Federlein lernte somit die ganze hinterhältige Gefinnung seiner Behörde kennen. Das war also das Verkenntnis seines Vorstandes über die Wichtigkeit seines über zwanzig Jahre treu und gewissenhaft ausgeübten Amtes! Umsonst war seine überzeugungsstärkende Beteuerung, er könne dem großen bedrängten Vaterland mehr durch seine Diensttätigkeit nützen, als wenn er sich als arbeitsloser, „geistiger“ Arbeiter totschlagen ließe. Der Krieg hatte durch seine lange Dauer und seinen unerwartlichen Menschenmangel die Begriffe so verwirrt, daß niemand solche Argumente ernst nahm. Der Stabsarzt lachte sarkastisch — und war doch im Frieden die Güte selber —, als er in der Festhalle den Herrn Quintus Federlein in ganzer Figur und feuchter Nachttheit schlotteln sah. Die geheimnisvollen Buchstaben, die der Doktor einem Sanitätschreiber zurief, wurden Federlein nach einiger Zeit unaussprechlich klar entziffert, als ihm die Witwe Dipfelle mit heimlicher Befriedigung, aber offen schluchzend, einen kleinen roten Zettel einhändigte, wonach sich Quintus Federlein mit Postpaket und Schnur am 16. Dezember 1916, vormittags 7 Uhr, in Karlsburg bei der Ersatzabteilung des Trainbataillons 27 zu stellen habe.

Bei aller Angst — die Wahrheit erfordert es zu berichten — stieg in Federleins Herzen auch eine sachte, stolze Genugtuung empor. Nun werden endlich die Reden vom Drückerberger verstummen und die unausgesprochenen Vorwürfe vergrämter schwarzgekleideter Frauen aufhören. Er, der Kanzleipraktikant Quintus Federlein, wußte, was er Alldeutschland schuldig war, er war im Begriff, zu seinen besten Heldensöhnen zu stoßen.

Nun, mit dem Geldentum hatte es in der Garnisonstadt eine Bewandnis, die bedeutend von herkömmlicher Vorstellung abwich. Von hochgemuter Begeisterung war ebenfalls nichts zu finden. Es war ein erlesen Häuflein Vaterlandsretter, das unter dem schnauzbärtigen, rotnasigen Herrn Unteroffizier Rofscheim den Stall reinigte, wie besessen auf dem Exerzierplatz rumtoste, in bloßen Instruktionstunden schlief, in tragigrotesten Reizstunden mit unflätigen Reden überschüttet und im Gesamten schlechter behandelt wurde, als die Rofsollen, die mit behutsamen Händen aus dem Stroh gesammelt werden mußten. So also sah die ins Wirkliche überfetzte Phrase aus: „Mit Eurem Herzblut werdet Ihr einen eisernen Wall wider den welschen Erbfeind bilden, Thron und Altar, Heim und Herd vor den Melackenfeldern schützen!“ Bei einem solennen Kaisergeburtstagsessen mochten solche Worte nicht ohne Glanz sein, aber dem 41jährigen Unfreiwilligen schütten sie, bei der blühenden Sprache des Festredners zu bleiben, das Feuer am Vaterlandsaltar der Trainabteilung 27 nur mit betrüblichem Erfolg. Zu solcherlei Gedanken hatte Federlein im übrigen so wenig Zeit wie seine Kameraden; sie gingen wie stumpfe Tiere im Joch, hatten den besten Willen und erzitterten lediglich vor der unfähigen Rohheit des Betriebes, der alles und jedes Verständnis für seine wirklich heilig gewordene Aufgabe vermissen ließ. Ohne Murren nahmen die reifen Männer die nichtswürdige Behandlung hin als eine aus Generationen ererbte Naturnotwendigkeit.

Trotz des eigentlich nicht lockenden Heldentodes war es der Mehrzahl der alten Ersatzrekruten eine Erlösung, als die angebliche Ausbildung ihr Ende erreichte. Die wahre kriegerische Natur und militärische Brauchbarkeit des Trainabteilung 27 war richtig erkannt worden. Als die Bäckereikolonie Nr. 248 marschbereit gemacht wurde, ward ihr als Ersatz für einen im letzten Augenblick aus niemals erforschten Gründen wiederum nicht f. v. befundenen aktiven Unteroffizier als Schreiber Quintus Federlein zugeteilt, der dabei zum überzähligen Befreiten befördert wurde. Seine Bangigkeit ließ nach, der Stolz schwoll zu ungeahnter Größe. Mit Riesenstulpen, an denen Wagenräder von Raubrittersporen klirrten, an der Seite ein fünf Ztm. breites Schwertschwert, über das er immer wieder stolperte, nahm die in den Tod fahrende letzte Hoffnung Alldeutschlands Abschied von der Witwe Dipfelle und ihrer Frieda. In einer holden Bewirtung des Gefühls, die durch die Größe der Zeit und den heldenhaften Anblick erklärlich war, fiel die filia hospitalis dem so pünktlich zahlenden Logisherrn um den Hals und steckte ihm einen Pack Zigarren „Karlsruher Rathaus Nr. 15“ in den zu lang geratenen Waffengürtel. Ihr Interesse an dem mit Pensionberechtigung angestellten Hausfreund war seit geraumer Zeit merklich gewachsen, nachdem ihr einer Bräutigam, ein Balkanbaron namens Popovic, der an der Technischen Hochschule auf Elektrizität studiert hatte, unter Hinterlassung namhafter Schulden sowie anberstalt Sprößlingen verschiedener Mütter in den ersten Unruhstagen spurlos verschwunden, und der andere, der für alle Fälle in flüchtiger Reserve gehaltene brave Werkmeister Karl Schmitt, im März 15 am Loreto gefallen war.

Als die Lokomotive am Karlsburger Bahnhof mit dem Kopf nach Westen stand, löste sich endlich bei der blumengeschmückten Bäckereikolonie die lang und bang lastende Frage: Ost oder West? Der letzte Zweifel schwand, nachdem der lange Eisenbahnzug mit seinen nahrhaften Geräten — wohlwollende Beobachter hielten die Waggons für ein neues Wundergeschick, das London in Staub schießen sollte — Meß passiert hatte. Die körperliche und seelische Trunkenheit wich frostiger Ernüchterung; die Erfrischungsstationen hatten schon längst aufgehört, die Bahnhöfe waren mit melancholischer Stimmung überweht, lange Pazzarettzüge mit grauenhaften Bildern krochen ohne Aufhören vorbei. Nach endlosen Halten auf Ausweichgleisen oder freier Strecke, bei denen die Kolonne von Fronttruppeneinheiten mit Reib erstickendem größten Hohn überlassen wurde, kam sie gegen Mitternacht an ihrem Marschziel, der kleinen französischen Stadt Niencourt, an. Der Kolonnen-Kommandeur, Rittmeister v. Altesse, ein über fünfzigjähriger, früherer aktiver Manenoffizier, der seinerzeit als Oberleutnant abgegangen war und im Laufe der Mobilmachung sein Lohnbuch auf den Altar des Vaterlandes gelegt hatte, verschwand im Augenblick in dem prächtigen Offizierskasino der Kommandantur am Bahnhof, ein Teil der Mannschaft schlief weiter, ein anderer stapfte dem Wachtmeister und Zahlmeisterstellvertreter nach, um durch stockdunkle, schmutzschwimmende Gassen die Kommandantur zu suchen. In dem stattlichen Haus mit der leibschmerzigen Landier so oft narrenden roten Laterne schlief am Schalter ein blühend aussehender, pausbäckiger Befreiter mit zwei Ordensbändern neben einer Burgunderflasche und einer Zigarettenschachtel, auf der stand: „Liebesgabe für das Rote Kreuz“. Schlaftrunken gab er endlich zur Antwort, er wisse nichts von der Abteilung und Unterbringung der Bäckereikolonie 248, er telephonierte an ein Duzend Stellen; niemand wußte was davon. Ein beschließlicher Anstift des Wachtmeisters begegnete einem impertinenten, unmilitärischen Achselzucken und dem Hinweis, der Quartiermeister feiere heute den Geburtstag des Pro-

viantamsinspektorkellvertreters Wohlge. Sie möchten morgen früh wieder kommen. Nach drei Tagen war die Kolonne in einer Fabrik untergebracht, die der schneidige Stappenkommandant, ehemals Garde dragoner, jetzt herzleidend, hatte ausräumen lassen. (Die schönen Maschinen einer Seidenspinneret lagen dann so lange auf freiem Feld, bis sie so verrostet waren, daß der Abtransport nicht lohnte. Jetzt stehen sie auf der großen Rechnung!) Nach einigen Wochen hatten sich die geriebeneren Kameraden auf eigene Faust möllige Privatquartiere eingerichtet. Quintus Federlein schlief in der Schreibstube neben Wachtmeister Wurz, einem ehemaligen Steueraufseher, der dank dieser gediegensten Vorbildung das bürokratische Getriebe mit seinen zahllosen Nachweisungen und Verzeichnissen zusammen mit dem darin ebenfalls wohl erfahrenen Gefreiten und Schreiber Federlein in tadelloser Ordnung hielt. Herr Wachtmeister waren wie billig jeglicher Arbeit enthoben; trotzdem war er zuweilen genötigt, Unterschriften zu leisten, die er zwischen Morgenritt und zweitem Frühstück in Mühe und mit der Reittier unter dem Arm mit Monofel und anerkenenswerter Begabung auch vollzog.

Der Stappenort Niencourt war ein reizloses, nach deutschen Begriffen schlecht gebautes und gewiß auch schon vor der natürlichen Verrottung durch die jahrelange Besetzung und den fortwährenden Durchzug zahlloser Truppen verschmutztes, unfrohes Städtchen mit Dorfcharakter. Miß- und Zwergebauten, Warenhäusern, Nahrungsmittelläden eines Pariser Konzerns („Succursale Nr. 185“), klägliche Verbrauchsgeschäfte der allerwärts üblichen Art, Buvettes, Estaminets, Cafés waren in den geschwungenen Straßen eingeprengt. Hin und wieder stak ein größeres, bezeichnend frontschmales Haus dazwischen, das den Besitzern der am Rand des Ortes gelegenen Fabriken gehörte. Durchschritt man den Hausflur eines derartigen Gebäudes, so fand sich zumeist ein entzückendes Lustkolum. Die Wohn- und Geselligkeitsräume waren um einen verträumten Garten geordnet und bildeten dergestalt ein grundvornehmes, völlig von der Außenwelt abgeschlossenes, überaus intimes Heim, dessen intimster Raum allerdings aller französischen culture einen humoristisch-anästhetischen Faustschlag versetzte. Die in Jahrhunderten gewachsene und traditionsreiche Geschmackspflege fand sich in der Zimmereinrichtung wieder; aber hierbei knollige Geschmackslosigkeit, die eine wundervolle Barocktruhe mit einem Warenhaus-Steingut-Reliefteller krönen und eine säulenschlanke Empfinduhr mit eingerahmten Buntdrucken aus minderwertigen Zeitschriften flankieren konnte. (Meistens waren es Darstellungen, wie Gefäßfrauen die zur Revanche einrückenden Pious stürmisch begrüßten!) — Die Bewohner von Niencourt waren im Durchschnitt nicht unfreundlich; in jedem Fall verbargen sie ihren nur zu begreiflichen Haß hinter gewinnenden und selbst die verfeinerhastesten Derrtschen, so diese überhaupt Sinn und Geist dafür hatten, bezubernden Formen. Das persönliche Verhältnis zwischen den ärmeren Einwohnern — die reichen hielten an Besitz und Behagen alles ein und waren in ihrer völligen Verachtung schon deshalb zurückhaltender — und den Soldaten war fast herzlich. Die Lebensmittel des „C.M.B.“ (= Comité Ravitaillement Belgique) der Franzosen wurden bei zunehmender Knappheit sehr häufig mit dem „gefaßten“ Essen der Einquartierten zusammengetan oder in gewissen Bestandteilen wie Kafao, Reis getauscht.

Ueber dem Stappenort lag stets eine dumpfe, dunkle, frostige Stimmung, physisch und psychisch zu verstehen. Tag und Nacht zitterten die Häuschen von der nur morgens von etwa 5—10 Uhr vernehmenden — bei Angriffen wochenlang überhaupt ununterbrochenen — Kanonade der Fronten. Endlose Kolonnen, oft phantastisch traurig-heitern Aussehens, frische Truppen mit vielen verbissenen und verbitterten Gesichtern zogen zur Front, zerpfelte, stolze, aber seltsam vergeisterte Leute von einer unirdischen, einer jenseitigen Physiognomie kamen im Rückmarsch durch. Ohne Pause ratterten die Autos, schrillten und knirschten die Eisenräder der Kaszügen und Geschütze. Gefangenentrupps wurden von den Franzosen mit brennender Bier durchforscht und ihnen die letzte Krümme Brot oder Tabak zugesteckt, ohne daß die deutschen Soldaten in selbstverständlicher Menschlichkeit, wie sie die Franzosen im umgekehrten Fall sicherlich nicht gehabt hätten, die heimlich leidenschaftlich Plaudernden auseinandertrieben. In den Nächten schliefte und trakte und schlurte Infanterie durch die schlafende Stadt; es hörte sich an wie klappernde und ächzende Züge von Totengerippen. Dieses graufige Geräusch, in der Beschämung, im Bett zu liegen, während die Brüder in Schlamm, Blut und tausend Tode zogen, bis zum körperlichen Schmerz peinigend, war viel schlimmer als wenn Fliegerüberfälle mit dem letzten Stündlein drohten oder eine Explosion das Zimmer warf wie der Sturm den Kahn.

Eine zwitterhafte, passive, stumm ablehnende Stimmung lag auch über aller Arbeit der Etappe. Die Leistung war für den Kenner der Verhältnisse von unaussprechlicher Breite und Tiefe, die Anerkennung hochverdient, jedoch stets nur zögernd ausgesprochen, sie war so nötig wie der Kampf, der sonst nicht hätte geführt werden können, aber die Sinnlosigkeit und Unfruchtbarkeit des Krieges trat noch deutlicher hervor, weil hier im Stappengebiet von einem ungeheuren Heer ungeheurer Mengen von Dingen bereitgestellt und weitergeleitet wurden, die nur den Zweck hatten, zu vernichten oder vernichtet zu werden. War der Krieg ein heldisch-grau-

fliger Wahnsinn, so war die Tätigkeit der Etappe ohne die Gloriole des Mutopfers eine negative, verächtliche Sisyphusarbeit.

Wenn der Mehrzahl auch solcherlei Empfindungen fernstehen in dem fürchterlichen Egoismus, den der Krieg nach einer allzu schnell verlohten Verbrüderung als häßlichste, ausgeprägteste und unkulturreichste Eigenschaft erzeugt hat: in niederdrückendem Grundakkord schwangen diese Töne doch über dem tristen Scheitern der Stappenherrlichkeit. — Eine erhebende, verführende, fördernde Gemeinschaft der Offiziere mit den Mannschaften, wie sie in der Front die Todesgefahr in letzter Echtheit schmiedete, fehlte völlig. Die Mannschaft in der Furcht, abgelöst zu werden, doppelt wehrlos, ward zu willfährigster Kriecherei verleitet. (Ein tief liegendes, seelisches Moment, das sich im Zusammenbruch in verhängnisvollster Weise und Wirkung entschleierte und die natürliche Entwicklung nahm.) Geselligkeit herrschte nur in den streng abgeschlossenen Zirkeln der Dienstgrade und -Klassen. Selbst die Soldatenbeime, Bückereien, Kinos, Theater — Tropfen auf heiße Steinberge — mit liebevollem Bemühen und viel Idealismus von Kundigen eingerichtet, erinnerten in dieser jammerbar ernüchternden Umwelt an die melancholisch-schmutzig-trübe Lustigkeit eines am Aschermittwochmorgen die Straße entlang taumelnden Bajazzo.

Ueber allem thronte als absoluter Herrscher der Ortskommandant. Er konnte ein Satrap sein, wörtlich ein Herr über Leben und Tod der Deutschen und der Okkupierten. Glücklicherweise aber auch ein Organisationsgenie, das wirtschaftliche Einrichtungen aus den arbeitsamen Dörfern stampfte, die den Franzosen noch heute Bewunderung abringen müssen. Es handelte sich dabei in der Regel um Ingenieure und Kaufleute, die, ohne nach Schein, Stempel, Rang zu fragen, es verstanden, die ungläublichen Kräfte unseres Volkstums fruchtbar zu machen. So geschah im aristokratischsten und lastenmäßigsten Organismus, dem preussischen Militärstaat, das erfreuliche Paradoxon, daß trotz des gigantischen Vernimmers „Krieg“ viele Leute im Gegenzug zu ihrer heimatischen Sozialordnung erst im Feldzug zu ihrer wahren Bestimmung und zur vollen Auswirkung ihrer angeborenen Begabung kamen. (Ein Ziel, das der heutige Volksstaat mit heiligem Bemühen aufreibt, aber, ach, bis jetzt erst in bescheidenen, zuweilen karikaturistischen Maßnahmen erreicht hat. Weil er nicht Herr der Götter, sondern Knecht der Parteien ist.) —

Die Herren Bäcker buken ihre köstlichen Kommislaible und hatten mit diesem hochwertigen Zahlungsmittel bei Deutschen und Franzosen alle Kauf- und Tauschmöglichkeiten, auch bei Französinen, worüber im Laufe der Zeit dem Stappenarzt eine bestimmte Statistik erwuchs.

Soldatinnen ließ sich schlechtlich der Krieg durchhalten. Angstvolle Tage brachten nicht etwa die wütenden Offensiven der Alliierten — die Kameraden draußen werden die Sache schon schmücken — wohl aber die Ausräumungskommissionen. Wenn jedoch die „Gesundbeter“ unter Auswahl der prozentmäßigsten, unprozentierten Opfer wieder abgezogen waren, wurde der seinen Mann ernährende Stappenkrieg unentwegt weitergeführt. Nach Hause allerdings schrieben viele wadere Etappenhelden unter phrasenhaft wehmütiger Heimwehheulelei, Klagen und schamlosen Witten um Liebesgaben die abenteuerlichsten und blutigsten Dinge. Als bei Vorbereitung einer deutschen Offensive die Briefzensur amte, erschah der Gefreite Federlein zu seiner maßlosen Bewunderung aus einem Brief des Trainsoldaten Frits Neckarschleimer aus Mannheim, daß dieser Tapfere, der mit der blau-schwarzhaarigen Jeanne Odienne das wohlgeordnete Leben eines treuenteutschen Ehemanns führte, fast den Heldentod gestorben wäre. Es hieß in dem Schreiben: „indem daß seit acht Tagen und Nächten die Hallunken von Franzmännern unsere Stadt Niencourt mit Bern förmlich überschütten und stürmen wollen. Wenn ich, liebe Auguste, auf dem Feld der Ehre bleiben sollte, so brauchst Du Dich nicht zu krämen, Du bekommst Passion, womit Dich grüßt Dein treuer Frit.“ Niencourt lag 50 Kilometer hinter der Infanteriefrent. Frits Neckarschleimer handelte mit Postkarten und Photographien und verdiente auch sonst ein schönes Stück Geld durch Goldankauf, durch Ausbau von Sparmetall aus neuen Minenwerken; auch hatte er eine glückliche Findexhand und ein entschiedenes Erbschaftstalent, so daß es niemand wundern wird, wenn er als treuer Sachwalter allmonatlich mehrere hundert Mark nach der heimatischen Sparkasse schicken konnte. Dieser Biederermann wäre auch schon längst zur Front gefickt worden, wenn er nicht in seiner Findigkeit dem Herrn Wachtmeister und dessen Freunden so gute Waren aller Art vermittelte und bei zahlreichen, streng dienstlich gebotenen Urlaubsfahrten sonder Fährlichkeit nach Hause gebracht hätte. Die Unabkömmlichkeit dieses tüchtigen und gewandten Soldaten war also in der Tat unbestreitlich. Dabei war Neckarschleimer nicht einmal gelernter Bäcker; er hatte nur ein Jahr Bäckerlehrling gespielt, war dann Spanner an der Neckarbrück, bis er in den Plauschenbierladen seiner Frau hineinheiratete. Auf dunkeln Wegen hat er es fertig gebracht, als unersehlicher Sachmann in der Bäckerkolonne zu bleiben.